

Kultur und Prekärität

Zu Tradierung, Verschriftlichung und Poetik bei den Roma des Südburgenlandes

Max Leimstättner

Zehn Jahre nach dem Bombenanschlag auf die Roma-Siedlung im burgenländischen Oberwart will dieser Text einige Entwicklungen revidieren, die sich in den letzten Jahren im Hinblick auf das kulturelle Selbstverständnis der Roma des Südburgenlandes vollzogen haben. Spezielles Augenmerk gilt der Bedeutung emischer Perspektiven auf die Volksgruppe, zutagegebracht durch das Schreiben und die Verschriftlichung ihrer Sprache.

Unter dem Titel *Wir leben* (Amen dschijas) fanden im Januar und Februar dieses Jahres die *Romawochen* im burgenländischen Oberwart statt. Anlass zur Durchführung mehrerer Veranstaltungen im Rahmen des Projektes¹ gab das 10-jährige Gedenkjahr an das Bombenattentat, das in der Nacht vom 4. auf den 5. Februar 1995 vier männlichen Roma das Leben kostete.² Einen Teil der *Romawochen* bildete unter anderem der Start eines Traumaprojektes, das den Betroffenen aus der Siedlung nun – unter Ausschluss der Öffentlichkeit – über mehr als ein Jahr hindurch Hilfe durch PsychologInnen³

1 Das Programm der Aktionswochen kann unter www.romawochenoberwart.at [10.10.2005] im Detail nachgelesen werden.

2 Zur Erinnerung: Der später verurteilte Bombenleger und Briefbombenattentäter Franz Fuchs hatte in der Nähe der von knapp 200 Personen bewohnten Roma-Siedlung am Rand von Oberwart auf einer Zufahrtsstrasse eine Rohrbombe platziert. Darauf brachte er ein Schild mit der Aufschrift „Roma zurück nach Indien“ an. In der Siedlung fühlte man sich bereits einige Tage zuvor beobachtet und hatte deshalb beschlossen, Kontrollgänge zu organisieren. Vier männliche Roma – namentlich Josef Simon (40), Peter Sarközi (27), Karl Horvath (22) und Erwin Horvath (18) – waren nachts während einer dieser Kontrollgänge auf das Schild gestoßen und wurden beim Versuch, es zu entfernen, von der heftigen Detonation der Bombe getötet.

3 Betreut wird das Projekt *In der Finsternis der Tage, in der Kälte der Nacht* von

anbietet. Es versucht somit verspätet das „nachzuholen“, was üblicherweise unmittelbar nach einem Gewaltakt dieses Ausmaßes von Seiten der örtlichen Behörden in die Wege geleitet wird.⁴ Trotz der bereits vorher erlittenen Formen massiver Diskriminierung (Ausgrenzung, Rassismus) verknüpft mit dem Gewalttrauma des Attentats und der überwiegend prekären Lebens- und Wohnverhältnisse, entschied sich die Mehrheit der Oberwarter Roma, auch nach dem 5. Februar 1995 gemeinsam in der Siedlung „Am Anger“ wohnen zu bleiben. Zum Erstaunen vieler Außenstehender brachten einige Roma und RomavertreterInnen die Kraft auf, in den Tagen und Wochen nach dem Attentat verstärkt auf eine Verbesserung der Lebensverhältnisse innerhalb der Siedlung hinzuwirken: „Es [das Attentat] war sicher der Punkt, wo man gesagt hat, ‚Jetzt kann es eigentlich nur mehr aufwärts gehen‘, so groß die Tragödie war, es kann nur mehr aufwärts gehen“, meint etwa Stefan Horvath, selbst Vater eines Bombenopfers, Siedlungsbewohner und (selbst)kritische Stimme in der Gemeinschaft der südburgenländischen Roma, der mit seinem Engagement viel zum wachsend-positiven Selbstbewusstsein der Roma in der Siedlung beigetragen hat. Doch auch andere Mitglieder der Volksgruppe⁵ ließen sich nicht von ihrem bereits beschrittenen und selbstbestimmten Weg aus Isolation und Diskriminierung abbringen. In den zehn Jahren, die seit dem Attentat vergangen sind, ist vieles geschehen. Der über die letzten Jahre durch die südburgenländischen Roma selbst geleistete Aufbau funktionierender Netzwerke auf kultur- und sozialpolitischer Ebene will allerdings mehr als die Verbesserung eines sozialen Status: „Durch das neu erwachte Selbstbewusstsein der Roma in Österreich und durch die Gründung von öffentlichen Vertretungen [...] hat sich auch im Umgang mit der eigenen Kultur vieles geändert.“⁶

Mitarbeitern des Wiener psychosozialen Zentrums ESRA. ESRA (Hebräisch für „Hilfe“) bietet medizinische, therapeutische und sozialarbeiterische Versorgung für Opfer der Shoa und deren Nachkommen.

4 Als Referenzbeispiel hierfür kann ein ebenfalls von Franz Fuchs verübtes (missglücktes) Bombenattentat in einer Klagenfurter Hauptschule gelten, nach dem eine psychologische Erstbetreuung fraglos durchgeführt wurde.

5 Die staatliche Anerkennung von Roma und Sinti als Volksgruppe erfolgte erst 1993 durch einen Beschluss des österreichischen Parlaments. Ich verwende den Begriff „Volksgruppe“ in Bezug auf Roma und Sinti in diesem Text allerdings auch für Ausführungen, die sich mit Ereignissen vor 1993 beschäftigen.

6 Hemetek, Ursula: Zwischen „Zigeunerromantik“ und Widerstand. Musik der

Ein primäres kulturelles Identitätsmerkmal der burgenländischen Roma bildet ihre Sprache *Roman*.⁷ Deshalb galt ein zentrales Augenmerk der 1989 neu gegründeten Volksgruppenvertretung (ab 1993) der Verschriftlichung und vor allem der Didaktisierung der Sprache, deren mündliche Weitergabe und Sprachpraxis seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges kontinuierlich zurückgegangen war. Weniger als organisierte Kollektivleistung (Sammlung), denn motiviert durch einzelne Roma gab es darüber hinaus in jüngster Vergangenheit Versuche, über die Aufzeichnung des Bestehenden hinaus auf die Genese neuer literarischer bzw. poetischer Texte zu setzen. Dabei spielte die Bearbeitung der Ereignisse vom 5. Februar 1995 im Schreiben und Niederschreiben eine bedeutende Rolle.

Auch deshalb liegt ein Schwerpunkt dieses Beitrags im Blick auf Verschriftlichung und Literatur, die am Ende des 20. Jahrhunderts den Beginn einer „Schriftkultur“ markierten, die in ihrer Spezifik den Anspruch erhebt, erstmals auf breiter Basis emische Perspektiven zu Sprache, Kultur und Geschichte der südburgenländischen Roma nach außen zu tragen. Konkret beziehen sich diese Betrachtungen sowohl auf die Bedeutung des *Roman* im Alltagsleben, als auch auf jene Rahmenbedingungen, unter denen die Verschriftlichung der Sprache zustande kommen konnte.

In einem zweiten Teil greife ich zentrale Punkte aus der Biografie und dem schriftstellerischen Schaffen des Oberwarter Rom Stefan Horvath heraus. Die Gedichte und Erzählungen Stefan Horvaths sind Vorschläge zu einer „Kultur des Schreibens“ über Geschichte und Gegenwart der südburgenländischen Roma. Dabei versucht Horvath gerade über die Zeichenhaftigkeit der poetischen Form aktuellen Problematiken innerhalb der Volksgruppe zu einer neuen Konkretheit zu verhelfen. Die Basis meiner Ausführungen bildet ein Interview, das Stefan Horvath dem burgenländischen Autor und Regisseur Peter

Roma im Burgenland. In: Baumgartner, Gerhard, Florian Freund (Hg.): Die Burgenland Roma 1945–2000. Eine Darstellung der Volksgruppe auf der Basis archivalischer und statistischer Quellen (= Burgenländische Forschungen, Band 88). Eisenstadt 2004, S. 280–294; hier S. 285.

7 „Das Roman ist heute wichtiger Bestandteil des neu entstandenen Selbstbewusstseins und hat sich zumindest bei einem Teil der Volksgruppe zum primären Identitätsfaktor entwickelt“; Halwachs, Dieter W.: Zur Geschichte, Situation und Sprache der Roma im Burgenland. In: Ders. u.a. (Hg.): Der Rom und der Teufel. Märchen, Erzählungen und Lieder der Roma aus dem Südburgenland. Klagenfurt 2000, S. 223–236; hier S. 232.

Wagner im Zuge des Filmprojektes *Stefan Horvath – Zigeuner aus Oberwart* gegeben hat. Abschließend werden Fragen zu Flexibilität und Hybridität des kulturellen Selbstverständnisses der Roma des Südburgenlandes bearbeitet. Diese Fragen stellen sich zum einen aufgrund eines veränderten Umgangs mit kultureller Eigenständigkeit und Selbstorganisation, zum anderen aus dem Kontext des Spannungsfeldes zwischen kultureller Praxis und sozialer Isolation, gesellschaftlichen Selbst- und Fremdebnisierungen, Kultur und Prekärität.

*Schreiben über Roma und Sinti*⁸

Das kulturwissenschaftliche Schreiben über *prekäre Lebenswelten*⁹ erweist sich in Hinblick auf fachinterne und gesamtgesellschaftliche Perspektiven als schwierig und setzt intensive Reflexionsphasen voraus. „Prekär“ bedeutet, den Lexemen der Fremdwörterbücher folgend, „misslich“, „schwierig“, „bedenklich“ oder „unangenehm“. Blickt man dabei auf die Geschichte der Roma/Sinti im Südburgenland aber auch andernorts, so scheint es, als könnte man mit dem Begriff „Prekärität“ jenen aus (jahrhundertelanger) Diskriminierung, Verfolgung und Isolation resultierenden Lebensverhältnissen der Roma/Sinti nicht gerecht werden. „Prekärität“ erscheint als begriffliche Notlösung, um möglicherweise pejorative Ausdrücke wie „Armut“, „Elend“, „Hilflosigkeit“ oder „Not“ zu vermeiden. Dennoch stellt der Bedeutungsaspekt „bedenklich“ für „prekär“ in seiner konkreten Mehrdeutigkeit eine zentrale Definitionsoption für die Kulturwissenschaften dar. Er vermittelt zum einen, dass eine Situation, ein Prozess, eine Lebenswelt sich in eine Richtung entwickelt (hat), in der sie „bedacht“ werden muss. In wissenschaftlicher Konsequenz kann dieses „Bedenken“ eine Bearbeitung bedeuten, die sich in Form von Beobachtungen artikuliert und sich in Thematisierungen niederschlägt. Daraus erwächst in zweiter Konsequenz Reflexion im

⁸ Ich verwende den Begriff „Roma/Sinti“ als nicht näher spezifizierte Zusammenfassung bzw. Abkürzung für alle Roma- und Sintigruppen, entlehnt aus Strauss, Daniel (Hg.): *Die Sinti/Roma-Erzählkunst* (= Schriftreihe des Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, Band 1). Heidelberg 1992.

⁹ Verhovsek, Johann: *Prekäre Lebenswelten*. In: Katschnig-Fasch, Elisabeth (Hg.): *Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus*. Wien 2003, S. 23–30.

Sinne des „Überdenkens“, des „Neudenkens“ und vor allem des „Stellung-Beziehens“. Es stellt sich folglich – wenn auch nur rhetorisch – die Frage, ob der Begriff „Prekärität“ in seiner Verwendung nicht schon voraussetzt, eigene Intentionen zur Beschäftigung mit prekären Lebenswelten offen zu legen und sich somit zu positionieren.

Wie der deutsche Romaforscher Daniel Strauß unter dem bezeichnenden Titel *Schützt Roma und Sinti vor der ‚Zigeunerliteratur‘* festgehalten hat, produziert ein Großteil der Literatur über Kultur und Lebensweise der Roma/Sinti eindeutige und wiederkehrende Typisierungen.¹⁰ Die nationalistisch motivierten, abwertenden Beschreibungen in den Ethnographien des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts sowie die Reproduktionen von Stereotypen wie jenem des „hinterlistigen, arbeitsscheuen Zigeuners“ in den Hetzschriften der NS-Zeit,¹¹ gehören dazu ebenso wie das Zerrbild von Freiheit, Ortsungebundenheit und Lagerfeuerromantik, das bis heute nicht nur durch Kinder- und Jugendliteratur geistert. Es ist der Blick von Außen, der die Literatur über Roma/Sinti prägte und zu einer noch stärkeren Fremdethnisierung führte. Tatsächlich gab es bis vor einigen Jahrzehnten, da beinahe ausschließlich die Kultur der mündlichen Tradierung gepflegt wurde, keine schriftlichen Aufzeichnungen von Personen aus der Volksgruppe selbst. Das niedrige Bildungsniveau – das Ergebnis eines Lebens am Rande der Gesellschaft – ermöglichte und ermöglicht es vielen auch heute noch nicht, die eigene Geschichte und Kultur zu „verschriftlichen“.¹² Zudem fand die Verfolgung während des Nationalsozialismus vergleichsweise spät Bearbeitung.¹³ Mehr als zwanzig Jahre nach Kriegsende entstand mit *Österreichs Zigeuner im NS-Staat* von Selma Steinmetz eine erste wissenschaftliche Arbeit

10 Vgl. Strauss, Daniel: *Schützt Roma und Sinti vor der ‚Zigeunerliteratur‘!* Kritische Thesen zum Interesse von Literatur und Wissenschaft an der Minderheit. In: Ders. (Hg.): *Die Sinti/Roma-Erzählkunst* (= Schriftreihe des Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, Band 1). Heidelberg 1992, S. 18–34.

11 Vgl. etwa Portschy, Tobias: *Die Zigeunerfrage*, Denkschrift des Landeshauptmannes für das Burgenland. Eisenstadt 1938.

12 Vgl. Samer, Helmut: *Die Roma von Oberwart. Zur Geschichte und aktuellen Situation der Roma in Oberwart*. Oberwart 2001, S. 95–108.

13 Vgl. Baumgartner, Gerhard, Florian Freund (Hg.): *Die Burgenland Roma 1945–2000. Eine Darstellung der Volksgruppe auf der Basis archivalischer und statistischer Quellen* (= Burgenländische Forschungen, Band 88). Eisenstadt 2004, S. 14.

zur rassistisch motivierten, systematischen Verfolgung und Ermordung der Roma/Sinti.¹⁴ Zu weiteren Forschungsergebnissen kam es seit Beginn der 1980er Jahre und erst in den letzten Jahren kann von einer intensiveren wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Geschichte, der Musik und der Sprache der Roma des Burgenlandes gesprochen werden.¹⁵ Es wurden erste wichtige Schritte zur Geschichtsschreibung einer „gesichtslosen“¹⁶ Volksgruppe und zur Dechiffrierung gängiger Stereotypen vollzogen, die die Basis für weitere Arbeiten bilden, jedoch zugleich einen Beitrag zum Selbstverständnis der Roma/Sinti leisten. Auf der anderen Seite liegen Quellen – Zeugnisse über die bis in die Gegenwart reichende Diskriminierung von Roma/Sinti – in erdrückender Dichte vor. Lässt man aber im konkreten Fall historische Fakten als Zeugnis für den Leidensweg der Roma/Sinti zu lange für sich sprechen, entsteht der Eindruck, dass ihnen eine übermächtige Geschichte gegenübersteht, die für sie nicht bewältigbar ist. Es ist jedoch ein verzerrtes Bild, das sich auch hier formiert. Zumindest einige Roma und Romavertreter haben es mit ihren Aktivitäten und ihrem Engagement ermöglicht, eben nicht einfach eine Opferrolle zu bestätigen, sondern Versuche unternommen, aus dieser herauszufinden. Bei den Roma des Südburgenlandes etwa hat nach einer langen Zeit der Resignation und Akkulturation ein Suchen nach Wegen begonnen, sich von der Reduktion auf die Verfolgungsgeschichte zu emanzipieren. In diesem Sinne lässt sich „Prekärität“ als Begriff für die Lebenswelten der Roma/Sinti des Südburgenlandes verwenden und weiterdenken, indem man Prekärität prozessual versteht. Es geht dabei um jenen Prozess, der ausgehend von einer „misslichen“ und „unangenehmen“ Situation zu einem „Bedenken“ und schließlich einem „Neu- und Überdenken“ geführt hat.

14 Vgl. Steinmetz, Selma: Österreichs Zigeuner im NS-Staat. Wien (u.a.) 1966. zit. nach Baugartner/Freund: Die Burgenland Roma (wie Anm. 13), S. 14.

15 Vgl. auch Baugartner, Gerhard: 6 x Österreich. Geschichte und aktuelle Situation der Volksgruppen (= Edition Minderheiten, Band 1). Klagenfurt 1995; Halwachs, Dieter W., Florian Menz (Hg.): Die Sprache der Roma. Perspektiven der Romani-Forschung in Österreich im interdisziplinären und internationalen Kontext. Klagenfurt 1999; Heinschink, Mozes F., Ursula Hemetek (Hg.): Roma: das unbekanntes Volk. Schicksal und Kultur. Wien u.a. 1994.

16 Vgl. Haslinger, Michaela: „Rom“ heißt Mensch. Zur Geschichte des gesichtslosen Zigeunervolkes in der Steiermark (1850–1938). Univ. Diss. Graz 1985.

Roman – Tradierung, Verschriftlichung, Alltagskultur

Wie bereits angedeutet war das Verhältnis der Roma/Sinti zur Wissenschaft (und Literatur) lange Zeit problematisch. Soziale Asymmetrien zwischen „Forschern“ und „Beforschten“ sowie die Verknüpfung von Wissenschaft und ideologischen oder machtpolitischen Interessen etablierten Fremdethnisierungen und forcierten Misstrauen von Seiten der Roma/Sinti. Wie konnte sich dennoch ein Projekt zur Verschriftlichung der Sprache – einer so intimen Kulturkompetenz – unter wissenschaftlicher Betreuung¹⁷ verwirklichen lassen? Welche Bedeutung hat die Sprache im gegenwärtigen Alltag und auf welche Weise wurde beim Verschriftlichungsprozess darauf eingegangen?

Wichtig für den Erfolg des Verschriftlichungsprozesses war, dass die Initiative für das Projekt „Kodifizierung und Didaktisierung des Roman“ 1993 von Angehörigen der Volksgruppe selbst ergriffen wurde und das Projekt von ihnen über die gesamte Laufzeit hinweg intensiv mitbetreut wurde. Somit konnte man auf die Nutzung von vorhandenen sozialen Netzwerken zählen. Andernfalls wäre die Verschriftlichung undenkbar gewesen, da „auf Grund des nur zu verständlichen Holocaust-Traumas [...] z.T. gerade bei den am stärksten vom Sprachverlust bedrohten Gruppen – Burgenland-Roma, Lowara und Sinti – noch extremeres Misstrauen gegenüber jeder Art von wissenschaftlicher Arbeit [herrscht], die grundsätzlich als statistisch-demographische Erhebung und damit als Bedrohung gesehen wurde und teilweise noch wird“.¹⁸ Die Sprache *Roman*, eine Romani-Variante mit Entlehnungen aus südslawischen, ungarischen und deutschen Dialekten, war im Laufe ihrer Existenz immer ausschließlich an die familiäre, gruppeninterne Sozialisation gebunden. Sie erfuhr keinerlei mediale Verbreitung, erhielt niemals den Status einer Nationalsprache, wie dies bei den meisten anderen Volksgruppensprachen der Fall ist. Die Idee der Initiatoren des „Sprachverschriftlichungs-Projektes“ basierte im Wesentlichen auf dem Gedanken, das *Roman* aus seiner Exklusivität, aber auch aus seiner Isolation zu heben, indem *Roman* durch die Erstellung von Wörter- und Lehrbüchern erstmals auch sozialisationsunabhängig lehrbar gemacht werden soll-

17 Das Projekt wurde vom Institut für Sprachwissenschaften der Karl-Franzens-Universität Graz unter der Leitung von Dieter W. Halwachs betreut.

18 Halwachs: Zur Geschichte, Situation und Sprache der Roma im Burgenland (wie Anm. 7), S. 234.

te.¹⁹ Am Anfang der Arbeit stand eine empirische Erhebung der Spracheinstellung und Sprachverwendung durch quantitative Interviews bzw. Fragebögen. Es sollte zudem geklärt werden, ob bei den südburgenländischen Roma überhaupt das Bedürfnis nach einer Verschriftlichung des *Roman* gegeben ist. Die Befragungen dazu wurden von Volksgruppenangehörigen vorgenommen. Den am Projekt beteiligten Sprachwissenschaftlern ging es darum, die „Volksgruppenmitarbeiter als gleichberechtigte Partner in die Projektarbeit einzubinden und nicht als bloße Informanten zu behandeln“. Dies stärkte das Bewusstsein der Fragenden und in der Folge auch das der Befragten, „daß es sich hier um ein Projekt der Roma handelt, an dem Wissenschaftler quasi als Facharbeiter im Auftrag der Volksgruppe mitarbeiten“,²⁰ und konnte schließlich eine Basis für die Verschriftlichung schaffen.

Die Studie erzielte überraschend eindeutige Ergebnisse: *Roman* zeigte sich als der bestimmende kulturelle Identitätsfaktor der südburgenländischen Roma. Nur 2,5% der Befragten gaben an, kein *Roman* zu sprechen. Situations-, generations- und themenabhängig changiert der Sprachgebrauch zwischen Deutsch, *Roman* und teilweise Ungarisch und Kroatisch. Dennoch ist *Roman* in fast allen Lebensbereichen – wenn auch unterschiedlich intensiv – gegenwärtig. Ein zweiter konstituierender Identitätsfaktor in der Selbstwahrnehmung als Rom/Romni sind soziale und familiäre Beziehungen, die unter anderem den Zusammenhalt der Gemeinschaft bedingen. Hier zeigte sich, dass der Sprachgebrauch in enger Relation zur alltäglichen Interaktion der Roma steht: „Ein zentrales Ergebnis dieser Studie könnte man mit der (Kurz)Hypothese ‚Je intimer die Situation, desto höher der Roman-Anteil‘ zum Ausdruck bringen. Das bedeutet, daß der Roman-Anteil mit steigender situativer Intimität zunimmt, der Deutsch-Anteil nimmt in gleicher Weise ab.“²¹ *Roman* konnte sich

19 Ich möchte an dieser Stelle dem Projektmitarbeiter Michael Wogg für die Bereitschaft zu einem ausführlichen Interview über die soziokulturellen Hintergründe des Verschriftlichungsprozesses der Sprache und Märchen der südburgenländischen Roma danken.

20 Halwachs, Dieter W. u.a.: *Roman, seine Verwendung und sein Status innerhalb der Volkgruppe. Ergebnisse einer Befragung zu Sprachverwendung und Spracheinstellung der Burgenland-Roma* (= Arbeitsbericht 1 des Projekts *Kodifizierung und Didaktisierung des Roman*). (<http://www-gewi.kfunigraz.ac.at/romani/publ/roman.de.shtml> [10.10.2005]), Oberwart 1996, S. IV.

21 Ebd., S. 10.

also – wenn auch eingeschränkt und im Gebrauch kontinuierlich abnehmend – als Teil der Alltagskultur halten, obwohl sich die wenigen Überlebenden der Konzentrationslager des Nationalsozialismus auf Grund ihrer Traumatisierungen davor scheuten, die Sprache und andere kulturelle Kompetenzen und Ausdrucksformen weiter zu tradieren. Die Märchen und Lieder der Roma sind ein Beispiel dafür, wie viele kulturelle Eigenheiten nach der Rückkehr aus den Konzentrationslagern verschwanden: Die ausgeprägte Erzählkultur noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts förderte in der Region bekannte Erzähler, die zu bestimmten Anlässen auch vor Nicht-Roma ihre Fertigkeiten zum Besten gaben, „erzählt und gesungen wurde aber vor allem bei der Arbeit (bei eintönigen Arbeiten auf dem Feld, am Hof, am Bau), beim Militär, zu traditionellen Gelegenheiten (Totenwache, Neujahrsspiele und andere ‚Heischebräuche‘) und natürlich zu Hause“.²² Nach dem Zweiten Weltkrieg sahen sich die wenigen Zurückgekommenen mit dem Umstand konfrontiert, das „letzte Bindeglied der Burgenland-Roma zur Vergangenheit“ und zur (Erzähl)Tradition zu sein. Die tradierten Geschichten wurden weiterhin im häuslichen Rahmen erzählt, doch die Geschichten veränderten sich nicht mehr, was für Roma-Erzählungen grundsätzlich ungewöhnlich ist, aber daran lag, dass die jüngsten Erlebnisse aus den Konzentrationslagern nicht in die Erzähltradition eingebunden wurden. Eine lebendige, sich weiterentwickelnde Erzählkultur war, wie ein Großteil der Roma selbst, durch den Nationalsozialismus zerstört worden.²³ Diese Form der Entwurzelung gilt ebenso für die „traditionelle“ Musik der südburgenländischen Roma, wobei sich im Unterschied zu den Märchen und Erzählungen neue Formen und Stile herausentwickeln konnten.

Erfolgreich war das Projekt zur Kodifizierung und Didaktisierung des *Roman* in mehrfacher Hinsicht. Vor allem aber lässt sich festhalten, dass sowohl Sprachwissenschaftler als auch Volksgruppenmitarbeiter sich weder auf die Suche nach Authentizität und „alter Tradition“ machten, noch auf strikte Wissenschaftsstandards pochten, sondern das gesamte Projekt an die lokalen soziokulturellen Gegebenheiten anpassten. Zum einen fand eine Orientierung an den Bedürf-

22 Wogg, Michael: Märchen, Erzählungen und Lieder der Burgenland-Roma. In: Halwachs, Dieter u. a. (Hg.): Der Rom und der Teufel. Märchen, Erzählungen und Lieder der Roma aus dem Südburgenland. Klagenfurt 2000, S. 237–249; hier S. 237–238.

23 Vgl. ebd., S. 238.

nissen der Gruppenmitglieder statt: So bestand „bei der überwiegenden Mehrheit (über 90% der Befragten) der Wunsch, daß Roman in Zukunft stärker verwendet wird, und damit im Zusammenhang auch die Forderung nach Lehrbüchern, Büchern, Zeitungen, Roman-Verwendung in den Medien und auch Roman-Unterricht für die Kinder“;²⁴ Anregungen, die bisher zumeist verwirklicht werden konnten.²⁵ Zum anderen orientierte man sich bei der Verschriftlichung an den Praxen der gegenwärtigen Sprachverwendung, indem die Beteiligten als Experten ihrer Sprache befragt wurden.²⁶ Auch wenn also wissenschaftliche Beteiligung von ‚Außen‘ in den Prozess der Verschriftlichung einbezogen wurde, sind die vorliegenden Ergebnisse und Publikationen zum wesentlichen Teil als Produkt der beteiligten Gruppe zu begreifen.

Eine weitere Form von Verschriftlichung bedeutet das Verfassen schriftstellerischer Texte durch Roma. Darstellbar ist dies im Rahmen persönlicher Lebensgeschichten. Abseits der allgemeinen Entwicklungen in der Siedlung Oberwart begann Stefan Horvath, Vater eines Bombenopfers, zu schreiben. Über seine Texte vermittelt er nicht nur seine Vorstellungen über eine Kultur des Schreibens durch Roma/Sinti, sondern auch einen ganz persönlichen Zugang. Im Jahr 2003 stellte er seinen ersten Erzählband *Ich war nicht in Auschwitz* der Öffentlichkeit vor. Bei den *Romawochen* 2005 wurde sein Theaterstück *Begegnung zwischen einem Engel und einem Zigeuner* uraufgeführt.

24 Halwachs: Roman, seine Verwendung und sein Status innerhalb der Volkgruppe (wie Anm. 20), S. IV.

25 Dazu zählt unter anderem: die Herausgabe der vierteljährig erscheinenden Zeitung *Romani patrïn – Zweisprachige Zeitung für Geschichte, Sprache und Kultur der Roma*; die Partizipation am viersprachigen burgenländischen Radiosender *Antenne4* (1999–2000); Unterricht für Volksschulkinder und im Rahmen der Erwachsenenbildung; Wörter-, Lehr- und Grammatikbücher: siehe etwa Halwachs, Dieter W., Gerd Ambrosch: Wörterbuch des Burgenland-Romani (Roman), Roman – Deutsch – Englisch. Verein Roma/Oberwart 2002; Halwachs, Dieter W., Michael Wogg: Grammatik des Burgenland-Romani (Roman). Verein Roma/Oberwart 2002.

26 Weitere Details zur Studie und Durchführung der Sprachverschriftlichung können in den Arbeitsberichten unter <http://www-gewi.kfunigraz.ac.at/romani/publ.de.shtml> [10.10.2005] nachgelesen werden.

„*Stefan Horvath – Zigeuner aus Oberwart*“

„Heute machen wir etwas Anderes.“ Wir befanden uns gerade mitten in den Dreharbeiten zu einem Dokumentarfilm über arbeitslose Jugendliche diesseits und jenseits der österreichisch-ungarischen Grenze, als wir unerwartet zu einem Drehort für einen anderen Film fuhren. Der gebürtige Oberwarter Rom Stefan Horvath empfing uns in seinem Haus in der Roma-Siedlung „Am Anger“, um in den folgenden Stunden ein Interview zu geben, das den Hauptteil des später unter der Regie des burgenländischen Schriftstellers und Regisseurs Peter Wagner entstandenen Filmes *Stefan Horvath – Zigeuner aus Oberwart*²⁷ bilden sollte. Ich war während des Interviews für die Tonaufnahmen zuständig. Die akustische Hintergrundkulisse – Kinderstimmen und das Bellen von Hunden – vermittelte unter den Kopfhörern einen lebendigen Eindruck. Der Kühlschrank brummte ab und zu leise vor sich hin. Die ruhige Stimme des Protagonisten, der sehr differenziert über sein Leben, aber auch das eng damit verbundene Leben in der Siedlung erzählte, ließ den Sprung in das kalte Wasser der Realität einer sozial isolierten Volksgruppe alsbald zu und in ein Eintauchen in die Lebenswelten und in größere Zusammenhänge soziokultureller Prozesse in der Gemeinschaft der Roma des Südburgenlandes übergehen.²⁸



Filmstill aus: *Stefan Horvath – Zigeuner aus Oberwart*
R: Peter Wagner, A 2004

27 Vgl. Stefan Horvath – Zigeuner aus Oberwart. R: Peter Wagner, A 2004, 94 Minuten, *Eros Kadaver Film*, freie Filmproduktion.

28 Das Interview fand am 10.07.2003 statt und wurde von Peter Wagner geführt.

Stefan Horvath lebte zeit seines Lebens in der Roma-Siedlung am Rand von Oberwart, einer etwa 6300 Einwohner zählenden Bezirkshauptstadt im Süden des Burgenlandes. Genau genommen lebte er in zweien der insgesamt drei verschiedenen peripheren Siedlungsgebiete, in die Roma von der Gemeinde an- und umgesiedelt wurden. Als Kind der Nachkriegsgeneration kannte er die erste und ursprüngliche Siedlung der Roma in Oberwart nicht mehr: „Czigánynegyed“, die älteste, zu deutsch ‚Zigeunerviertel‘ genannte Siedlung lag am Nordwestrand von Oberwart. Es handelt sich dabei um eine sogenannte ‚Zigeunerkolonie‘, eine Siedlungsform, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Gebiet des heutigen Burgenlandes entstanden war.“²⁹ Stefan Horvaths Eltern überlebten die Konzentrationslager. Vor der nationalsozialistischen Machtübernahme in Österreich und den Deportationen in die Konzentrationslager beherbergte die „Zigeunerkolonie“ etwa 360 Roma. Nach der Rückkehr der 19 Überlebenden war von der ehemaligen Heimstätte nichts mehr übrig. Sie war von den Nationalsozialisten dem Erdboden gleich gemacht und neu besiedelt worden. Eine neue Siedlung entstand, die so genannte „Siedlung bei der Zigeunerbaracke“, die aber bald durch den Zuzug von Romafamilien anderer Dörfer überfüllt war. Die ersten Haftenschädigungen Mitte der 1950er Jahre und eine offizielle Ausweitung des Siedlungsgebiets konnten die Lebensverhältnisse durch den Bau von Häusern etwas verbessern.

In der Biographie des 1949 dort geborenen und aufgewachsenen Stefan Horvath sowie in seinem literarischen Wirken, mit dem er erstmals im Jahr 2002 an die Öffentlichkeit trat, spiegelt sich ein großer Teil der Zeitgeschichte der Oberwarter Roma wider. Sein Einsatz für das Heraustreten aus der „teilweise selbstgewählten“ Isolation und sein Engagement, aber auch sein kritischer Geist gegenüber der eigenen Volksgruppe, machten ihn zu dem, was man in der Kommunikationswissenschaft als einen *opinion leader* bezeichnen würde.

Genau erinnert er sich – durchwegs positiv – an seine Kindheit in der Siedlung:

„Das Leben selber in der damaligen Siedlung beim jetzigen Krankenhaus ist in der Erinnerung eigentlich ein Schönes, muss ich sagen. Wir hatten ja kein Fließwasser, keinen Strom nicht, und dadurch sind wir eigentlich

29 Samer: Die Roma von Oberwart (wie Anm. 12), S. 26.

gezwungen worden, mehr miteinander zu reden – zu kommunizieren. Es hat nur einen Ziehbrunnen gegeben, wo sich alle getroffen haben, die Siedlung selbst war von Lindenblüten in so einer Art Allee umgeben, was im Sommer natürlich eine herrliche Umgebung war, für uns Kinder überhaupt. Und die Menschen haben eigentlich dann am Abend, hat sich eigentlich ein richtiges Siedlungsleben entwickelt, wir sind Alt und Jung beisammen gesessen, es sind von den Alten die Märchen erzählt worden, die heute komplett nicht mehr vorhanden sind, man hat musiziert miteinander, man hat Fußball gespielt miteinander – egal ob Alt und Jung, das war ganz egal – es haben 50-Jährige mit uns 10-Jährigen gespielt. Es war ganz toll. Das Ganze hat sich dann aufgehört mit dem Bau der jetzigen Siedlung, wie wir plötzlich Wasser und Strom hatten und eigentlich dieses kulturelle Leben gestorben ist.³⁰

Die Planung und Realisierung eines Schwerpunktkrankenhauses auf dem Siedlungsgebiet der Roma bedeutete für die Bewohner der Siedlung die zweite Umsiedlung innerhalb einer vergleichsweise kurzen Zeitspanne. 1972 war sie vollzogen und trotz des Versprechens, es werde den Roma an ihrem neuen – abermals peripheren – Wohnort besser gehen, änderte sich wenig an der Qualität der Wohnverhältnisse. Zu diesem Zeitpunkt war Stefan Horvath bereits verheiratet und berufstätig. Obwohl er als einer der wenigen Roma die Möglichkeit hatte, die Hauptschule zu besuchen und abzuschließen, erfüllte sich sein Wunsch, weiter zur Schule zu gehen und zu lernen, trotz guter Noten aufgrund der Ablehnung durch eine weiterführende Schule nicht.

„Das war für mich noch immer nicht unbedingt ein Grund zu resignieren, sondern mein Vater hat mir damals empfohlen, in Oberwart Mechaniker zu lernen, einen Beruf, den ich nicht unbedingt lernen wollte, aber weil meine Freunde dort auch in der Werkstatt waren, habe ich mir gedacht, na egal, machen wir das. Ich hab mich dann vorgestellt und wie er mein Zeugnis gesehen hat, hat er gesagt sofort: ‚Am Montag fängst du an!‘, das war damals ein Freitag. Nur den Montag hat es für mich nicht gegeben, weil er mir vor Arbeitsbeginn gesagt hat, er kann mich nicht nehmen, weil ich ein Zigeuner bin.“³¹

Die Flucht in die Anonymität der Großstadt (Wien) blieb letztendlich die einzige Perspektive. Ein vergleichsweise ansehnliches Gehalt und

30 Vgl. Anm. 28. Wie in vielen biografischen Erzählungen wird bei Stefan Horvath die Jugendzeit zwar genau erinnert, jedoch werden negative Erlebnisse zumeist ausgeblendet. Der Topos der unbeschwernten Kindheit begleitet die Erzählungen.

31 Vgl. Anm. 28.

eine bessere Behandlung „nicht mehr und minder wie Ausländer“ boten sich Stefan Horvath, als er sich am Wiener Südbahnhof bei Baufirmen als Hilfsarbeiter bewarb. Wie er heute hervorhebt, hatte er damals „das Glück“, bei einer Baufirma zu landen, deren Mitarbeiter ihn auch ausbildeten, obwohl er in der Angestelltenhierarchie als Hilfskraft ganz unten stand. Sein offener, kommunikativer Charakter – gekoppelt mit dem Ehrgeiz, seinen Arbeitswillen unter Beweis zu stellen – kam ihm dabei entgegen. So schaffte er es in den 30 Jahren am Bau trotz fehlender Ausbildung bis zum Polier in der Tiefbauabteilung und zeitweilig zum Betriebsrat. Sein beruflicher Aufstieg durch den selbst auferlegten Leistungsdruck hatte auch Auswirkungen auf sein „Herkunftsleben“: Beinahe unbemerkt vollzog sich eine Distanzierung von den wachsenden Problemen der Siedlung.

Parallel zu den Entwicklungen einer Zwangspendlerkultur unter den arbeitssuchenden Roma in Oberwart, wurde das Siedlungsleben schwieriger. So wurden Romakinder im burgenländischen Bildungssystem kontinuierlich zu einer vernachlässigten Randgruppe gemacht: „Die aufgrund mangelnder Deutschkenntnisse, massiver sozialer Belastungen und ihrer Sozialisation in analphabeten oder zumindest semiliteralen Haushalten aufwachsenden Kinder wurden gemeinsam mit geistig und körperlich behinderten Kindern in Sonderschulklassen abgeschoben.“³² Stefan Horvath verortet die Gründe für die wachsenden Missstände und vor allem das Zulassen derselben von Seiten der Roma in den aus der Pendlerkultur entstandenen Lebensrhythmen. Für ihn war das Heimkommen in die Siedlung zwar schön, doch weder über die Arbeit in Wien noch über die Probleme in der Siedlung wurde gesprochen:

„Die zwei Tage zu Hause – Samstag, Sonntag – waren eigentlich immer für jeden ein kurzes Intermezzo, wo man wieder dann geschaut hat, dass man wieder nach Wien kommt und Geld verdient [...] Wir wollten eigentlich aus diesem Dilemma in der Siedlung herauskommen. Wir wollten uns ein scheinbar sicheres Leben schaffen, indem wir in Wien arbeiten und dann immer heimkommen in die Siedlung, eine Siedlung aber, die sich zurückentwickelt. Und das haben wir nicht wahrgenommen.“

Durch die schlechten Chancen am Arbeitsmarkt und die kategorische Ausgrenzung der Romakinder und ihre Deklassierung, schienen sich

32 Baumgartner: Die Burgenland Roma 1945–2000 (wie Anm. 13), S. 53.

die sozial-prekären Lebenssituationen der Roma ausweglos zu reproduzieren. Möglichkeiten, die Situation durch soziale Anpassung – Arbeiten gehen, Geld verdienen, sich etwas aufbauen – zu ändern, waren nicht gegeben. Zu stark führten Vorurteile und Fremdethnisierungen weiterhin zu fortlaufender Isolation und Diskriminierung durch die Mehrheitsbevölkerung. So wurden die Formen der Ausgrenzung, die von den Roma hingenommen werden mussten, auf scheinbar fehlende Kulturkompetenzen projiziert. Unter den Jungen wurde *Roman* immer seltener gesprochen, es kam vermehrt zu Namensänderungen und Versuchen, Nicht-Roma zu heiraten, um der kulturellen Stigmatisierung zu entkommen: „Da eine gesellschaftliche Integration unter Wahrung ihrer kulturellen Eigenart in den 70er und 80er Jahren undenkbar war, strebten die Roma die totale Assimilation an. Der Wunsch, der Diskriminierung ein Ende zu bereiten, hatte sie auf einen Weg geführt, der ihre soziale Situation wohl kaum verbessert, dafür aber das Verschwinden ihrer Sprache und Kultur bedeutet hätte.“³³ Auch die Bemühungen um Akkulturation bzw. der resignative Rückzug in die Isolation der Siedlungsgemeinschaft konnten gegen das weiterhin unreflektiert durch die Mehrheitsbevölkerung forcierte Stigma „Zigeuner“ nur wenig ausrichten.

Positive Selbstbilder

Ist in vielen aktuellen Texten vom „neuen“ bzw. „erwachten“ Selbstbewusstsein der „Burgenland-Roma“ ab dem Ende der 1980er Jahre die Rede, so ist dabei festzuhalten, dass es sich bei den „Burgenland-Roma“ um einen homogenisierenden Sammelbegriff handelt, der sich an geographischen Grenzen orientiert. Weder sprachliche und kulturelle Spezifika verschiedener im Burgenland lebender Romagruppen noch die Intensität ihrer Partizipation an Aktivitäten im Sinne eines „erwachten Bewusstseins“ werden in der Benennung berücksichtigt. Besonders motiviertes, anhaltendes Engagement für die eigene Volksgruppe ging von Oberwart (und einigen umliegenden Ortschaften) als Zentrum und späterem Sitz des „Verein Roma“ aus. Auslöser erster initiativer Schritte war ein Stellenangebot, das beim Oberwarter Arbeitsamt ausgeschrieben war. Eine junge arbeitssuchende Romni

33 Samer: Die Roma von Oberwart (wie Anm. 12), S. 47.

entdeckte die Anzeige mit dem Zusatz „Bitte Zigeuner nicht vermitteln“. Die daraufhin erwirkte Vorsprache beim Bundespräsidenten endete mit zunächst mäßigem Erfolg. Dennoch begannen in den Folgejahren Roma unter Mithilfe engagierter Nicht-Roma erstmals an der Emanzipation von der präsenten Opferrolle zu arbeiten.³⁴ Es kam zur Gründung des „Verein Roma“, der sich vor allem regional um außerschulische Lernbetreuung für Romakinder, das Bereitstellen von Lehrmaterialien zur Sprache *Roman*, die Organisation von Veranstaltungen im Kontext gelebter Roma-Kultur und überregional um die Anerkennung der Roma, Sinti und Lovara Österreichs als Volksgruppe bemühte. Letzteres konnte – nicht ohne maßgebliche Hürden – mit vereinten Kräften Österreichischer Romavertreter 1993 durchgesetzt werden.

Stefan Horvath engagierte sich zu dieser Zeit noch nicht aktiv in den verschiedenen Initiativen und im Verein, da es ihm sein Arbeitsalltag in Wien nicht erlaubte. Er sieht in den Entwicklungen der letzten Jahre insbesondere gute Chancen im Betreiben einer nachhaltigen Ausbildungspolitik für die kommenden Generationen. Die Vereinsarbeit beschreibt er als Beginn eines Lernprozesses hin zur Selbstorganisation der Volksgruppe:

„Ich habe das schon mitbekommen, was sich da im Vorfeld abgespielt [hat], also es hat ja sogar Fernsehsendungen damals darüber gegeben und ich muss sagen, der Verein ist auch eine sehr gute Einrichtung. Vielleicht haben wir nicht immer die nötigen Mitarbeiter mit dem nötigen Fachwissen, aber das ist aufgrund der schulischen Probleme, die wir gehabt haben, eigentlich ja selbstverständlich. Es wird nur jetzt noch eine Zeit lang dauern, bis man wirklich im Verein – oder generell in den Romavereinen – die richtigen Leute installieren kann, die mit dem umgehen können und die Schwerpunkte dann auch auf Ausbildung setzen werden [...] Momentan ist der Verein in Oberwart noch immer in der Aufbauphase, es sind eigentlich alle Funktionäre dort ins kalte Wasser gesprungen.“³⁵

Erst in Folge des Bombenattentats von 1995 ließen sich einige der größeren Ziele, die sich der Verein in den Jahren nach seiner Gründung auf regionaler Ebene gesetzt hatte, verwirklichen. Plötzlich stand die Siedlung für einige Wochen im Mittelpunkt medialer Berichterstattung und Politiker und Verantwortliche übertrafen einander mit Versprechen und Zusagen.

34 Vgl. ebd. S. 49–71.

35 Vgl. Anm. 28.

Unmittelbar nach dem Attentat war Stefan Horvath zunächst mehr Helfer als Betroffener. Er bemühte sich, Ruhe in die Siedlung zu bringen. Er begann die Siedlungsbewohner zu befragen, wer denn auch nach dem Attentat noch in der Siedlung bleiben wolle. Nachdem deutlich geworden war, dass rund 90% bleiben wollten, stand für ihn fest, dass sich etwas ändern musste. Er ging zur Gemeinde, um gemeinsam Pläne zum Umbau der Siedlung zu entwerfen. Nach den Maßnahmen der ersten Wochen, die grundsätzliche infrastrukturelle Veränderungen für ein würdiges Leben in der Siedlung erwirkt hatten, engagierte sich Stefan Horvath aktiv im Verein und übernahm schließlich die Obmannschaft:

„Ich selbst hab ja eigentlich vorher die Zeit gar nicht gehabt, dass ich im Verein aktiv irgendetwas bewirken hätte können, weil [ich] ja ganz einfach in Wien war und erst durch das Attentat ganz einfach mehr Zeit aufgewendet habe, da bei gewissen Dingen mitzutun, wobei mich aber immer eines gestört hat, das ist aber vielleicht auch meine Art, dass ich zu viel und zu schnell auf einmal etwas erreichen will. Mit dem Tempo haben die Roma dann nicht umgehen können, das hat ihnen teilweise sogar Angst gemacht, das hat auch der Siedlung teilweise Angst gemacht. Wenn ich gleich nach dem Attentat von irgendwelchen Visionen gesprochen habe, von einer Öffnung, nicht nur in der Denkungsweise, dass man den Menschen zeigen muss, wie wir leben – wie wir wohnen, wobei dieser erste Schritt natürlich immer weh tut, sag ich, weil man ja gewisse Dinge von seiner Person, seiner Persönlichkeit freigeben muss, die nicht jedermanns Sache sind, aber es ist ein Ding der Notwendigkeit, glaube ich, gewesen, dass man das tut, weil den ersten Schritt setzen ist immer das schwierigste und erwarten, dass uns eigentlich die Mehrheit den ersten Schritt setzt, das wäre vermessen ... das wäre vermessen. Also da, denke ich, haben wir vielleicht eher den richtigen Schritt gesetzt, dass wir jetzt so weit sind, dass sich die Siedlung selbst ein bisschen geöffnet hat und ein bisschen selbstbewusst aufgetreten ist in dieser Richtung. Und das passiert vermehrt in letzter Zeit.“³⁶

Je weiter die Beschreibungen Stefan Horvaths die Probleme, die in der Folge des Attentats sichtbar wurden, in den Fokus nehmen, desto deutlicher wird, wie das private Schicksal als Vater eines der Ermordeten auf der einen und das öffentliche Engagement auf der anderen Seite sich zu überschneiden beginnen. Jenseits der von Horvath übernommenen Aufgaben und Verantwortung in der Reorganisation

36 Vgl. Anm. 28.

des Siedlungslebens bedeutete das Attentat einen schwerwiegenden Einschnitt im privaten Leben des Stefan Horvath. Das umfassende interne Wissen um die Probleme der Siedlung und das daraus resultierende konkrete Arbeiten an nachhaltigen Lösungsmöglichkeiten steht einem sehr individuellen Versuch gegenüber, mit den Geschehnissen des 5. Februars 1995 fertig zu werden.

Stimmen, Poesie und der Dialog mit der Mehrheit

„Wie ich damals am 5. Feber um halb 7 Uhr in der Früh geweckt worden bin und dort am Attentatsort war, habe ich damals in der Zeit eigentlich sofort in einer Sekunde mein Leben, das Leben meines Kindes, ich glaube sogar das Leben meiner Mutter und meines Vaters, dort ablaufen sehen. Ich habe Mauthausen gesehen, ich habe, glaube ich, obwohl ich nie in Auschwitz war, Auschwitz gesehen, ich habe ... ich war gelähmt.“

Im Erzählen Stefan Horvaths wird die Shoa, erlitten von der Eltern- und Großelterngeneration, immer wieder als einer der zentralen Bezugspunkte auch gegenwärtiger Ereignisse und soziokultureller Prozesse verstanden. Dass er dabei nie die Position eines „Klägers“ einnimmt, kennzeichnet den persönlichen Umgang mit diesem Teil seiner Geschichte. Im Alter von zwölf Jahren sah er in Mauthausen jene Bilder, die ihn seit damals nicht mehr losgelassen haben. Im Alltagsleben wurde von Seiten der Elterngeneration über die Erlebnisse in den Konzentrationslagern kaum gesprochen, erst „wenn etwas getrunken wurde“ lösten sich die Blockaden ein wenig und es wurden Erlebnisse preisgegeben. Eine offene Gesprächskultur darüber entstand bis zum Tod der Eltern – zum Teil ausgelöst durch Spätfolgen der Inhaftierung in den Konzentrationslagern – nicht.

„Als meine Eltern dann gestorben sind, habe ich immer geglaubt, mit dem ist das alles vorbei, ich kann das eigentlich vergessen. Nur, wie das Attentat passiert ist und ich eigentlich dann selbst betroffen war, bin ich draufgekommen, dort am Tatort, dass mich eigentlich meine eigene Vergangenheit eingeholt hat. Eine Vergangenheit, die ich vergessen wollte, mit aller Gewalt wahrscheinlich, weil ich geglaubt habe, das ist nimmer mehr, aber dort am Tatort, haben mich die Bilder der Toten genau an dieses Drama dort erinnert. Und plötzlich habe ich auch die Stimmen der anderen vernommen, die damals umgekommen sind, die die Möglichkeit nicht gehabt haben, sich zu artikulieren. Und ich glaube, ich bin so etwas wie das Sprachrohr der Toten geworden. Ich mache eigentlich nichts mehr anderes, als was die mir dann vorgeben. Zumindest glaube

ich das. Und durch das schauen die Geschichten auch so aus, wie wenn ich das selbst erlebt hätte und beim Schreiben, muss ich sagen, hab ich oft das Gefühl, ich erleide das tatsächlich, es ist tatsächlich so. Ich weiß, das sind Visionen, wie man sie normalerweise nicht empfindet, ein anderer würde sagen, jetzt ist er verrückt geworden, aber es ist tatsächlich so und ich habe komischerweise keine Angst vor ihnen, sie erzählen mir.³⁷

Die Visionen – die immer wiederkehrenden Stimmen – bewegten Stefan Horvath dazu, ungefähr ein halbes Jahr nach dem Attentat sein erstes Gedicht *Wenn wir einmal Engel sind* zu verfassen. Es beschreibt einen Dialog zwischen ihm und seinem ermordeten Sohn. Der Dialog scheint humorvoll, fast leicht. Der noch kindliche Sohn stellt dem Vater Fragen über das Leben der Engel im Himmel.³⁸

Stefan Horvath sieht das Schreiben in poetischen Bildern als eine Möglichkeit, dem Sohn auf einer Gefühlsebene zu begegnen, die er ihm zu Lebzeiten nicht vermitteln konnte. Andere Gedichte widmen sich der Shoa. Das Durchleiden der Schicksale, das sich während des zumeist nächtlichen Schreibens in der Ich-Perspektive vollzieht, bedeutet für Stefan Horvath eine die Verdrängungsstrategien auflösende Befreiung. Auch in den Erzählungen des Interviews findet das Traumatische poetische, metaphorische Entsprechungen. Spricht er von der fehlenden Angst vor den Erzählungen der toten Roma aus den Konzentrationslagern, ist darin auch der Wunsch enthalten, vielleicht sogar die Forderung an seine Umgebung, weder die Shoa und deren zerstörerische Wirkung, noch die – jüngere – Geschichte des Attentats totzuschweigen, sondern sich trotz der Unfassbarkeit der Geschichte zu stellen. Folgendes Gedicht stammt aus seinem Erzählband *Ich war nicht in Auschwitz*:³⁹

Die Asche

Verstreut in Auschwitz auf einem großen Feld,
lag ich hier als Asche in dieser Welt.
Ich wurde einst gefangen, geschlagen und deportiert
Von Lager zu Lager und dabei massakriert.
In Auschwitz war dann Endstation,

37 Vgl. Anm. 28.

38 Vgl. Horvath, Stefan: *Ich war nicht in Auschwitz. Erzählungen*. Oberwart 2003, S. 6.

39 Ebd. S. 9.

durch das Tor des Feuers der letzte Lohn.
Zu Tausenden wurden wir damals verbrannt,
das Leiden nahm kein Ende in des Führers Land.
Der Jubel für ihn war anfangs riesengross,
er versprach ihnen Arbeit und sehr viel Brot,
aber wenig später war die Menschheit in der größten Not.

Der Krieg hat dann alle in Aufruhr gebracht,
Jahre später endete des Führers Macht.
Auf einmal waren die Menschen so frei,
wir aber in Auschwitz sind nicht mehr dabei.
Der Weg für uns war nur mehr das Himmelstor,
doch als ich hinein wollte trat Gott davor und sagte:
„Mein Sohn du bist noch nicht bereit,
sei meine Asche auf ewige Zeit.

Sei Rufer und Warner auf dieser Welt,
schrei laut deine Meinung, wenn es auch vielen nicht gefällt.
Sei Hüter der Schwachen, trete immer für sie ein
Erzähl ihnen von den Leiden, von der Menschheit Pein.
Und wenn niemand deiner Stimme mehr lauschen mag,
und kommen wird für diese Erde der letzte Tag,
dann trete du wieder bei uns ein
und du wirst dann wieder meine Asche sein.“

Den Kern dieses Gedichtes bildet der Versuch einer bewussten Ent-historisierung des Leidens der Roma/Sinti im Konzentrationslager. Dies wird zum einen durch das Schreiben aus der Ich-Perspektive erreicht, zum anderen durch die Zurückweisung Gottes, der auch nach der Shoa den Rom wieder zurück auf die Erde schickt. Das Eintreten ins Himmelstor bezeichnet den letzten Ausweg in die Erlösung von unaussprechlichem Leid. Der Tod also ist die einzige Perspektive, die den Roma in den Konzentrationslagern geblieben war. Dagegen jedoch wehrt sich der Text. Es soll eben nicht zu einer resignativen, aussichtslosen Einstellung in gegenwärtigen Lebenssituationen kommen. Die Elemente der Selbstethnisierung („Wir“) sind dazu insofern ein Schlüssel, da sie die Aufforderung enthalten, das kommunikative Potential als Rom/Romni zu nutzen, um hervorzutreten, zu mahnen und den Dialog zu suchen.

Es stellt sich die Frage, ob die literarischen Gehversuche von Stefan Horvath Möglichkeiten einer Beispielfunktion für eine „Kul-

tur des Schreibens“ für die Roma des Burgenlands haben könnten. Daniel Strauss forderte bereits 1992 eine differenziertere Schreibkultur über Roma, betont aber gerade auch die Verantwortung der Roma selbst, emische Perspektiven der Mehrheit zugänglich zu machen: „Auf unserer Seite werden wir zu diskutieren haben, ob es nicht mehr als je in unserer Geschichte notwendig ist, uns selbst zu äußern und von uns aus offensiv und selbstbewusst den Dialog mit der Mehrheit führen.“⁴⁰ Stefan Horvath hofft, mit seinem Schaffen junge Roma ermutigen zu können, selbst zu schreiben und so auch über die Schriftlichkeit medial in den Dialog mit der Mehrheit zu treten. Er sieht sein eigenes Schaffen wie auch seinen sehr spezifischen Zugang zum Schreiben als Möglichkeit einer alternativen Geschichtsschreibung durch Roma, die jedoch noch in den „Kinderschuh“ steckt:

„Ich glaube schon, dass das der Beginn ist, der Beginn vielleicht in einer anderen Form. Bisher hat man eigentlich Geschichte aufgearbeitet, indem man immer den berühmten Vorwurf drinnen gehabt hat: ‚Das habt ihr uns angetan, damals.‘ Und bei meinen Geschichten fehlt das komplett, weil ich die jetzige Generation nicht belasten will damit. Sie hat ja tatsächlich nichts damit zu tun. [...] Aber sie soll es wissen, das ist eigentlich auch der Sinn.“⁴¹

Flexibilität – zwischen sozialer Praxis und kulturellem (Mehr)Wert

Es wurde in diesem Beitrag unter anderem versucht, einige zentrale Aspekte emischer Elemente in Poetik und Sprachverschriftlichung unter dem Blickpunkt eines „geänderten Selbstbewusstseins“ der südburgenländischen Roma herauszuarbeiten. Prognosen und Verallgemeinerungen die Durchsetzungsfähigkeit dieser Identifikationsangebote zur Identitätsstärkung innerhalb einer breiten Basis der lokalen Volksgruppe betreffend anzustellen, ist eigentlich unmöglich.⁴²

40 Strauss: Schützt Roma und Sinti (wie Anm. 10), S. 34.

41 Vgl. Anm. 28. Sowohl Stefan Horvaths Aussage als auch dieser Beitrag beziehen sich auf einen lokalen bzw. österreichischen Fokus des Schreibens von Volksgruppenangehörigen. Einen Vergleich von Roma/Sinti-Literatur im internationalen Kontext bietet etwa Eder, Beate: Geboren bin ich vor Jahrtausenden ... Bilderwelten in der Literatur der Roma und Sinti. Mit einem Vorwort von Erich Hackl. Klagenfurt–Celovec 1993.

42 Neben dem Schaffen Stefan Horvaths hatte es meines Wissens noch einen zweiten Versuch gegeben, sich der Attentatsthematik poetisch zu nähern. Die

Jedoch zeigt der Blick auf die Geschichte der Roma des Südburgenlandes, welch enormer Wille, sich selbst zu (re)organisieren und von einer präsenten Opferrolle zu befreien, in den letzten Jahren entwickelt wurde. Dies ist nur vor dem Hintergrund großer Flexibilität möglich, die zum einen auf die Orientierung an gegenwärtigen Bedürfnissen und kulturellen Praxen der lokalen Volksgruppe als Ansatzpunkte für etwaige Aktivitäten zielt, und zum anderen auf den Versuch, Identitätsbewusstsein nicht durch kulturelle Abschottung sondern durch Präsentation nach Außen herzustellen. Man könnte diese Flexibilität auch als Bekenntnis und Ausdruck einer Form von Hybridität verstehen, in der die Roma-Kultur gleichberechtigt neben „der“ Kultur der Mehrheitsbevölkerung bestehen kann.

Ein solch flexibler Umgang mit Kultur lässt sich auch abseits der Themen Schreibkultur und Verschriftlichung beobachten.⁴³

Unter dem Titel *Aspekte einer Roma-Traditionspflege* wurde bei einer Veranstaltung der Romawochen u.a. über den Film *Portscha und Bohnensterz – Ein kleiner Blick in die Kochtöpfe der Roma des Südburgenlandes*⁴⁴ diskutiert. Die heute noch unter Volksgruppenan-

burgenländische Hip-Hop-Gruppe *Backspinna-Crew* schrieb unter Beteiligung eines Rom dazu zwei Musikstücke. Obwohl der Prozess der Sprachverschriftlichung als Erfolg verzeichnet werden kann, herrscht keineswegs uneingeschränkter Optimismus: „Inwieweit dieses neu entstandene Sprachbewusstsein dem kontinuierlichen Rückgang in der Sprachverwendung entgegenwirkt und ob die Kodifizierung, die sich bereits in Unterrichtsaktivitäten auf Vereinsebene, in der Volksschule und im Rahmen der Erwachsenenbildung niederschlug, mithelfen kann, den Sprachtod aufzuhalten, ist jedoch nach wie vor offen. Die [...] skizzierte Entwicklung erhöht zumindest die Wahrscheinlichkeit, dass das Roman in den nächsten Generationen überlebt.“ (Halwachs: Zur Geschichte, Situation und Sprache der Roma im Burgenland [wie Anm. 7], S. 233).

43 Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass der Begriff „flexibel“ im Zusammenhang mit Kultur gerade in letzter Zeit nicht ganz unproblematisch ist, da er oft mit Anpassung zu tun hat. Wie Grazer KulturanthropologInnen in einer Publikation zu prekären Arbeitssituationen im Kontext neoliberalistischer Strömungen für die Stadt Graz gezeigt haben, werden die Arbeitsbedingungen zunehmend schwieriger. Die Forderung des Arbeitsmarktes nach „flexiblen“ Arbeitskräften, die das Gebot einer leistungsorientierteren und anpassungswilligeren Arbeitskultur beinhaltet, führt zu Orientierungslosigkeit und Verunsicherung: „Unter den euphemistischen Begriffen Individualisierung, Flexibilisierung, Mobilität, Privatisierung verkommen tradierte Befindlichkeiten und Ordnungen, soziale Rechte werden ökonomischen Interessen angepasst.“ (Katschnig-Fasch, Elisabeth: Zur Einleitung. In: Dies. (Hg.): Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus. Wien 2003, S. 7–20; hier S. 9.)

gehörigen bekanntesten Speisen der Roma sind *Portscha* und Igelfleisch. *Portscha* ist der *Roman*-Begriff für Schweinedärme. Diese wurden nach Schlachtungen bei den Bauern abgeholt. Nach mehrstündiger penibler Putzarbeit kochte man sie nach einer einfachen Rezeptur, um sie anschließend mit Kartoffeln im Backofen zu braten. Die Igel waren nicht nur wegen ihres bekömmlichen Fleisches, sondern auch wegen ihres Fettes – dem Igelschmalz – begehrt. Das Schmalz fand als alternative Medizin für diverse Krankheiten Verwendung. Am Beispiel dieser beiden nur bei Roma üblichen Speisen lässt sich gut ablesen, dass die Entstehung kultureller Eigenheiten bei den südburgenländischen Roma auch eng mit dem sozialen Status – der Armut – verbunden sein konnte. In Zeiten, in denen es den Roma besonders schlecht ging, musste man sich das nehmen, was entweder – ohne sich dem Verdacht der Wilderei auszusetzen – vorhanden war (Igel), oder in der Mehrheitsbevölkerung keine Verwendung fand (*Portscha*). Beide Speisen werden heute nicht mehr (oder nur noch vereinzelt) zubereitet. Dennoch seien sie, so Volksgruppenvertreterin Susanne Baraney, ein wichtiger Hinweis darauf, dass es generell eine Eigenschaft der Roma sei, „aus allem etwas Eigenes machen“ zu können. Eine aus dieser Diskussion folgende Wortmeldung aus dem Publikum verwies auf die aktuelle Musik der südburgenländischen Roma. Ein Musiker der lokalen Musikgruppe *Romano-Rath* meinte, dass die Musik seiner Gruppe „etwas ganz Eigenes“ wäre. Er zielte mit dieser Aussage nicht nur auf die Unterschiede zur Musik der Mehrheitsbevölkerung, sondern ebenso auf die gängigen Stereotypen entsprechende Romamusik. Die Gruppe *Romano-Rath* spielt laut eigenen Angaben *Ethno-Pop*, Popsongs mit Texten auf *Roman*.

Beide Aussagen formulieren den Bezug zur Kultur einer Mehrheitsbevölkerung aus der Unterschiedlichkeit zur eigenen, schöpferisch tätigen Kultur(kompetenz). Mit dem kulturellen Fundus einer Mehrheitsbevölkerung – die auch in der Kultur der Roma bestimmend ist – kreativ bzw. flexibel umzugehen und somit Hybridität zuzulassen, birgt positives und auch von außen positiv rezipierbares Potenzial. Ohne dies nun überbewerten zu wollen, kann die Frage angedacht werden, ob sich ein Teil des neuen Selbstbewusstseins der

44 Es handelt sich hierbei um einen dokumentarisch-ethnographischen Film, der die beiden südburgenländischen Romnis Gisela Horvath und Cornelia Sarközi beim Kochen „beobachtet“ und dazu in *Roman* interviewt. (Regie: Max Leimstättner, Interviews: Susanne Horvath, A 2005)

Roma auch auf die Kompetenz des praxisorientierteren Umgangs mit Kultur stützt, der in Zeiten allgemein abnehmender Sicherheiten und unbeständiger Bezugspunkte einen neuen Stellenwert bekommen hat. Ob es dieses Selbstverständnis gibt, aus welchen Kontexten es sich erklären lässt, wie sich die Aktivitäten der vergangenen Jahre darauf ausgewirkt haben, welchen Stellenwert die Volksgruppenvertretung dabei einnimmt, das alles sind mögliche Fragen, die in näherer Zukunft einen weiteren emisch-empirischen Blick aus der Volksgruppe wert sein könnten.

Max Leimstättner, Culture and precarity – Language-transcription and poetics at the Romanies of Südburgenland

Ten years after the perfidious bomb attack that killed four Romanies in the Austrian district-capital Oberwart, this contribution outlines some developments concerning a changed approach towards their self-image and their own cultural practices, which took place within the local community over the course of the last few years. Special attention is given to *emic* perspectives represented by literary writing and the transcription of their language.